

Feature II

Vorwort zu den Texten „Der Dachs“, „Drei Schätze“ und „Der Streit zwischen Affe und Krabbe“ von Akutagawa Ryūnosuke

von Armin Stein



(Von li.) Kikuchi Kan, Akutagawa
Ryūnosuke u.a. (1919)

Im Folgenden werden die Texte „Der Dachs“ (*Mujina*), „Drei Schätze“ (*Mitsu no takara*) und „Der Streit zwischen Affe und Krabbe“ (*Saru kani kassen*) des japanischen Schriftstellers, Dichters und Essayisten Akutagawa Ryūnosuke (1892-1927) zum ersten Mal in einer deutschen Übersetzung vorgelegt.

Die Erzählung „Der Dachs“ entstand im März 1917. In den zurückliegenden Jahren seines Studiums an der Universität von Tokyo hat Akutagawa erste eigene Texte sowie Übersetzungen unter anderem von Anatole France und William Butler Yeats veröffentlicht. Beeinflusst von seinem Lehrer, dem bereits zu Lebzeiten berühmten Schriftsteller Natsume Sōseki (1867-1916), wird er in der Folge zum Exponenten einer künstlerischen Strömung, die an japanischen Traditionen festhalten will, ohne sich

westlichen Anstößen zu verschließen. In dieser frühen Phase seines Schaffens sind es zumeist klassische Texte aus Werken wie *Heike monogatari* („Erzählungen von den Heike“) und *Konjaku monogatari* („Erzählungen aus alter Zeit“), die er im Lichte einer modernen Psychologie neu interpretiert.

In der Erzählung „Der Dachs“ beschäftigt sich Akutagawa mit einem alten japanischen Volksglauben, demzufolge dem Dachs¹ die magische Fähigkeit zugeschrieben wird, menschliche Gestalt annehmen und Menschen verzaubern zu können. Er wirft die Fra-

¹ Der alte japanische Begriff *mujina* bezieht sich zumeist auf den Dachs (Meles anakuma), in einigen Regionen des Landes indessen auch auf den Marderhund (*Nyctereutes procyonoides viverrinus*, jap. eigentlich *tanuki*).

ge nach der Entstehung dieser Legende auf und bietet mit hintergründigem Humor eine mögliche Version davon an, wie sie entstanden sein und sich verbreitet haben könnte. Seine Schlussfolgerung aber, wonach der Glaube des Menschen der entscheidende Faktor ist, mündet in eine universelle Erkenntnis: „Macht es einen Unterschied aus, ob man verzaubert ist oder nur daran glaubt?“ Akutagawa, für den „alles nur das ist, was wir darin erblicken“, stellt die unbedingte Gültigkeit von Vernunft und Rationalität in Frage und fordert ebenso zum Festhalten an der traditionellen Überlieferung auf wie zum Vertrauen in die ureigenen Empfindungen: „Sollten nicht auch wir unserer inneren Stimme Glauben schenken, ganz so, wie unsere Vorfahren daran glaubten, Dachse würden sich in Menschen verwandeln? Und uns bemühen, ihren Geboten zu folgen?“

Vier Jahre später, im Dezember 1921,² entsteht „Drei Schätze“ (*Mitsu no takara*). Akutagawa lebt mittlerweile mit seiner Frau und Kindern in beengten Verhältnissen im Haus seiner Adoptiveltern in Tabata im Norden von Tokyo. Er hat eine im Auftrag der Zeitung *Osaka Mainichi Shinbun* unternommene viermonatige China-Reise hinter sich, die seine Weltsicht nachhaltig beeinflusst und sein Interesse an den politischen und sozialen Fragen seiner Zeit verstärkt hat. Die kritische Auseinandersetzung mit seiner eigenen Person und den Problemen der japanischen Gegenwartsgesellschaft tritt von nun an immer mehr in den Vordergrund seiner Werke.

„Drei Schätze“ ist als Bühnenstück für Kinder und Jugendliche konzipiert und nimmt somit selbst im stilistisch wie inhaltlich vielfältigen Werk Akutagawas eine Ausnahmestellung ein. Bis zur appellativen Schlusszene bewegt sich die Handlung im konventionellen Rahmen einer traditionellen westlichen Märchenerzählung mit den stereotypen Rollen einer Prinzessin in Nöten, eines bösen schwarzen Königs sowie eines tapferen, wengleich tollpatschigen Prinzen. Am Ende aber verwirft der Autor diese klischeehafte Charakterisierung und sprengt den konventionellen Rahmen der Darbietung, indem er seine Figuren zur Selbsterkenntnis gelangen lässt: „Den bösen schwarzen König und den Prinzen mit den wundersamen Schätzen gibt es nur im Märchen. Seit wir das erkannt haben, wissen wir, dass wir in diesem Märchenreich nicht bleiben können.“ Ganz im Sinne des epischen Theaters wenden sich die Schauspieler direkt an das Publikum, dem bewusst werden soll, dass es sich um ein Bühnenstück handelt und nicht um wirkliches Geschehen, und verkünden ihren Aufbruch aus der Märchenwelt in eine neue Welt, aus der Fantasie in die Wirklichkeit: „Wir lassen die Welt der Rosen und Brunnen hinter uns und machen uns gemeinsam auf den Weg in eine andere – eine größere Welt! Eine hässlichere, eine schönere – eine märchenhaftere Welt!“ Die Botschaft soll den Zuschauer begreifen lassen, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse veränderbar sind.

2 Die Datierung des Textes wirft Fragen auf. Laut dem Vermerk des Autors erfolgte die Niederschrift im Dezember 1922 (Taishō jūichinin jūnigatsu 大正十一年十二月), doch nach allen dem Übersetzer vorliegenden Quellen wurde der Text bereits im Februar 1922 in der Frauenzeitschrift *Ryōfu no tomo* erstveröffentlicht. Es erscheint daher plausibel, von einem Versehen des Autors und einer Niederschrift schon im Dezember 1921 (Taishō jūnen jūnigatsu 大正十年十二月) auszugehen.

Die im Februar 1923 entstandene Erzählung „Der Streit zwischen Affe und Krabbe“ legt Zeugnis ab von der fortschreitenden Politisierung Akutagawas und seinem tiefverwurzelten Misstrauen gegenüber der modernen Massengesellschaft und ihren Institutionen. Der Autor greift eine in Japan weithin bekannte volkstümliche Geschichte auf, legt jedoch den Schwerpunkt auf eine vom Märchen angeblich verschwiegene Fortsetzung der bekannten Ereignisse und siedelt das Geschehen im Japan seiner Zeit an. Wie häufig bedient sich Akutagawa der überlieferten Fabel lediglich als Rahmenhandlung, die er weiterführt und neu interpretiert.

Hart ins Gericht geht er dabei nicht nur mit gesellschaftlichen Autoritäten wie Richtern und Anwälten, sondern auch mit der „in Zeitungen und Magazinen geäußerten öffentlichen Meinung“, die kein Verständnis dafür aufbringt, dass die misshandelte und betrogene Krabbe Rache nimmt, statt sich mit ihrem Schicksal abzufinden und die Überlegenheit des schlaunen Affen anzuerkennen. Vermutet der Vorsitzende der Handelskammer, „ein gewisser Baron Soundso“, „gefährliche Gedanken“ hinter der Tat, so sieht ein „sozialistischer Führer“ ultranationalistische Kräfte am Werk. Auch verständnislose „Kreise der sogenannten Intelligenz“ und selbstgefällige buddhistische Priester werden vom Autor mit Hohn und Spott bedacht.



Akutagawa Ryūnosuke (1925)

So zeichnet Akutagawa das bedrohliche Bild einer Gesellschaft, die Individualität unterdrückt und Anpassung und Unterordnung unter ein System verlangt, welches dem Einzelnen als anonymer, vernichtender Apparat entgegentritt. Nur wenige Monate nach Niederschrift des Textes nutzten Spezialeinheiten der Polizei und rechtsgerichtete Milizen das Chaos der Tage und Wochen nach dem Großen Kantō-Erdbeben vom 1. September 1923 zur Lynchjustiz an Gewerkschaftern und linken Aktivisten wie Ōsugi Sakae (1885-1923) und Itō Noe (1895-1923). Vor diesem Hintergrund klingen Akutagawas warnende letzte Worte wie eine düstere Prophezeiung: „Fest steht, für Krabben werden

Streitigkeiten mit Affen stets damit enden, dass sie zum Wohle der Gesellschaft sterben müssen. Ein Wort an euch, ihr Leser in dieser Gesellschaft: Auch ihr seid gewöhnlich Krabben!“

Akutagawa Ryūnosuke Der Dachs

Wie die „Chronik Japans“³ berichtet, wurde ein Dachs in Menschengestalt erstmals im zweiten Frühlingsmonat des fünfunddreißigsten Jahres der Herrschaft der Kaiserin Suiko⁴ in der Region Michinoku gesichtet. Eine andere Schrift behauptet allerdings, er habe sich nicht gänzlich in einen Menschen verwandelt, sondern sei halb Dachs, halb Mensch gewesen. Es muss dahingestellt bleiben, ob er nun eines Menschen Gestalt annahm oder ein Mischwesen war, fest steht allein, dass er dem Gesang zuneigte, wissen doch beide Schriften zu berichten, er habe nach seiner Verwandlung gesungen.

Wie wir ferner der noch älteren „Chronik der Herrschaft des Kaisers Suinin“⁵ entnehmen können, soll im siebenundachtzigsten Jahr jener Epoche der Hund eines gewissen Mikaso aus der Provinz Tanba einen Dachs gerissen haben, in dessen Bauch sich das Yasakani-Krummjuwel⁶ fand. Bakin entlehnte die Geschichte vom Krummjuwel für den Auftritt der Hexe Yaobikuni Myōchin in seiner „Geschichte von den acht Hunden“.⁷ Doch selbst wenn sich im Bauch jenes Dachses aus der Suinin-Epoche ein Juwel befand, verfügte er offenbar nicht über die wundersame Wandlungsfähigkeit der Dachse späterer Zeiten. Es hat demnach ganz den Anschein, dass sich die erste Verwandlung eines Dachses in einen Menschen tatsächlich im zweiten Monat des fünfunddreißigsten Jahres der Herrschaft der Kaiserin Suiko vollzog.

Keine Frage, Dachse bevölkern die Berge und Täler Japans schon seit den alten Tagen der Eroberung des Ostens durch Kaiser Jinmu⁸. Und doch sollte es bis zum Jahre 628 gedauert haben, bis ein Dachs erstmals einen Menschen Gestalt annahm? Auf den ersten Blick mag das höchst verwunderlich erscheinen. Aber womöglich begann alles mit der folgenden Episode.

3 Chronik Japans: (*Nihon shoki*, auch *Nihongi*) Nach dem *Kojiki* das älteste Geschichtswerk Japans, vollendet 720.

4 Kaiserin Suiko: (*Suiko tennō*) 33. Kaiserin Japans, herrschte von 593 bis 628.

5 Chronik der Herrschaft des Kaisers Suinin: (*Suinin ki*) Kaiser Suinin (*Suinin tennō*) war der Legende zufolge der elfte Kaiser Japans und soll von 29 v. Chr. bis 70 n. Chr. geherrscht haben.

6 Yasakani-Krummjuwel: (*Yasakani no magatama*) Eines von drei japanischen Throninsignien (neben Schwert und Spiegel), vermutlich eine Kette aus tropfenförmigen Edelsteinen.

7 „Geschichte von den acht Hunden“: Das umfassende erzählerische Werk *Nansō Satomi hak-kenden* („Geschichte von den acht Hunden der Satomi aus Nansō“) des jap. Schriftstellers Kyokutei Bakin (Takizawa B., 1767-1848) erschien zwischen 1814 und 1842. Im vierten Buch wird die Geschichte der Hexe Yaobikuni Myōchin erzählt. In Wahrheit ein von einem rachsüchtigen Geist besessener Dachs, der sich in eine Frau verwandelt hat, trachtet sie der Familie Satomi nach dem Leben.

8 Kaiser Jinmu: (*Jinmu tennō*) Mythischer Gründer des jap. Kaiserreiches und erster Kaiser, der von 711–585 v. Chr. gelebt und 660 v. Chr. den Thron bestiegen haben soll.

In jenen Tagen trug es sich zu, dass ein Mädchen in Michinoku, dessen Tagewerk im Schöpfen von Meerwasser bestand, sich in einen Salzmacher aus dem gleichen Dorf verliebte. Allerdings war da noch die Mutter des Mädchens, so dass beide äußerste Vorsicht walten lassen mussten, um sich unbemerkt von ihr Nacht für Nacht treffen zu können.

Jeden Abend stieg der junge Mann über die Dünen und begab sich in die Nähe des Hauses, in dem das Mädchen lebte. Auch sie wartete auf den vereinbarten Zeitpunkt, um sich aus dem Haus zu schleichen und ihn zu treffen. Oft jedoch kam sie erst spät, da sie ihrer Mutter noch zur Hand gehen musste, und manches Mal kam sie erst, wenn der Mond bereits unterging. Es kam sogar vor, dass von Nah und Fern bereits die Hähne krächten, ohne dass sie erschienen war.

Auf diese Weise gingen etliche Nächte ins Land, bis sich eines Nachts das Folgende zutrug. Unter einem steil aufragenden Felsen kauern stimmte der Junge mit lauter Stimme Lieder an, um die Einsamkeit des Wartens zu vertreiben. Aus voller Brust sang er, die tosende Brandung übertönend und mit Ungeduld in der salzigen Kehle.

Die Mutter vernahm den Gesang und fragte die neben ihr liegende Tochter, wessen Stimme das sei. Das Mädchen stellte sich zunächst schlafend, konnte sich aber den hartnäckigen Nachfragen nicht verweigern und schwindelte endlich in ihrer Verlegenheit:

„Es klingt nicht wie die Stimme eines Menschen!“

Als die Mutter weiter fragte, was dort wohl singen möge, wenn es denn kein Mensch sei, erwiderte die Tochter schlagfertig:

„Vielleicht ein Dachs!“

Seit jeher hat die Liebe den Frauen Schlagfertigkeit verliehen.

Nach Anbruch des Tages sprach die Mutter mit einer in der Nachbarschaft wohnenden alten Strohmatzenflechterin über den Gesang, den sie vernommen hatte. Auch die Alte hatte die Stimme gehört. Und obgleich sie es fraglich fand, dass ein Dachs singen könnte, erzählte sie einem Schilfrohrsammler davon.

So verbreitete sich die Geschichte unaufhaltsam weiter, bis ein durchreisender Bettelmönch davon erfuhr, der die Ursache für den Gesang des Dachses genau zu erklären vermochte. Betrachtete man es im Lichte der buddhistischen Lehre vom Kreislauf der Wiedergeburten, mochte die Seele des Dachses früher einmal die eines Menschen gewesen sein. In diesem Falle würde sich der Dachs ganz so wie ein Mensch benehmen, und sein Gesang in mondhellen Nächten wäre nicht verwunderlich ...

Von da an beteuerten etliche Leute im Dorf, den Gesang des Dachses vernommen zu haben. Schließlich behauptete sogar jemand, er habe ihn mit eigenen Augen gesehen.

Der Mann gab an, auf dem Rückweg vom nächtlichen Möweneiersammeln an der Küste im hellen Schimmer des liegen gebliebenen Schnees den Dachs erblickt zu haben, der am Fuße einer Düne langsam auf und ab gegangen sei und dazu gesungen habe.

Er war also bereits gesehen worden. Seitdem erschien es allen im Dorf, ob Mann oder Frau, jung oder alt, ganz natürlich, den Gesang zu vernehmen. Manchmal erklang er auf den Hügeln, dann wieder an der Küste, und gelegentlich sogar von den Dächern der Schilfhütten her, die verstreut zwischen Hügeln und Meer standen. Doch damit nicht genug. Eines Nachts wurde die Meerwasserschöpferin selbst vom Gesang überrascht.

Versteht sich, dass sie die Stimme für die des jungen Mannes hielt. Sie vergewisserte sich, dass ihre Mutter fest schlief, verließ das Bett, schlich zur Tür, öffnete sie einen Spalt weit und spähte hinaus. Draußen aber war nichts außer dem hellen Mond und dem Rauschen der Brandung, der Junge war nirgendwo zu sehen. Eine kurze Weile lang ließ das Mädchen den Blick über die Umgebung schweifen, doch plötzlich, als sei ihr der kalte Nachtwind des Frühlings in die Glieder gefahren, schlug sie beide Hände vors Gesicht und stand wie versteinert vor Schrecken. Sie hatte die Fußspuren entdeckt, die ein Dachs im Sand vor der Tür hinterlassen hatte ...

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Geschichte über Berge und Flüsse hinweg bis in die viele hundert *Ri* entfernte Gegend um die Hauptstadt. Dann begannen die Dachse von Yamashiro in Menschengestalt zu erscheinen, ebenso die Dachse von Ōmi und sogar die aus der gleichen Familie stammenden Marderhunde, bis endlich in der Edo-Zeit der von der Insel Sado stammende Danzaburō⁹ in der Provinz Echizen auf dem Festland Leute verzauberte, sei es nun in Gestalt eines Dachses oder eines Marderhundes.

Nein, er verzauberte sie nicht. Sie glaubten nur daran, verzaubert zu sein – aber macht es einen Unterschied aus, ob man verzaubert ist oder nur daran glaubt?

Das gilt nicht nur für Dachse. Ist letzten Endes nicht alles, was existiert, nur das, was wir darin erblicken?

Yeats erzählt in „The Celtic Twilight“¹⁰ eine wahre Geschichte von Kindern vom schottischen See Lough Gill, die in einem in blaue und weiße Kleider gewandeten Mädchen protestantischen Glaubens die heilige Jungfrau Maria zu erblicken glaubten. Was die innere Überzeugung der Menschen betrifft, gibt es keinen Unterschied zwischen der heiligen Jungfrau vom See und dem Dachs aus den Bergen.

9 Danzaburō von der Insel Sado: Volkstümliche Figur eines Marderhundes oder Dachses namens Danzaburō (jap. *Danzaburō danuki* bzw. *Danzaburō mujina*), der einer Legende von der Insel Sado (Präfektur Niigata) zufolge auf der Insel und in der gegenüberliegenden Provinz Echizen Menschen auf nächtlichen Straßen böse Streiche gespielt und andere zu Trunk und Spiel verführt haben soll.

10 Vgl die Erzählung „Our Lady of the Hills“ aus dem Erzählband „The Celtic Twilight“ (1893) von William Butler Yeats (1865-1939). Von A. R. ins Japanische übersetzte Auszüge aus dem Band von Yeats erschienen 1914 unter dem Titel „*Keruto no usuakari*“ yori in der Zeitschrift *Shinshichō*.

Sollten nicht auch wir unserer inneren Stimme Glauben schenken, ganz so, wie unsere Vorfahren daran glaubten, Dachse würden sich in Menschen verwandeln? Und uns bemühen, ihren Geboten zu folgen?

Es gibt keinen Grund, auf Dachse verächtlich herab zu blicken.

(Niederschrift im März 1917)

Aus dem Japanischen von Armin Stein

Originaltitel: „*Mujina*“. Erstveröffentlichung in: *Yomiuri shinbun*, 1917/3. Textvorlage der Übersetzung: *Akutagawa Ryūnosuke zenshū*, Bd. 2. Tokyo: Kadokawa bunko, 1968. S. 107-112.

Akutagawa Ryūnosuke Drei Schätze

I.

In einem Wald. Drei Räuber streiten um eine Beute – ein Paar Siebenmeilenstiefel, einen Unsichtbarkeit verleihenden Umhang und ein Schwert, das selbst Stahl zu durchdringen vermag. Allerdings wirken die Sachen auf den ersten Blick wie alter Plunder.

Erster Räuber: Her mit dem Umhang!

Zweiter Räuber: Ich denke nicht daran! Gib mir das Schwert! He, du hast mir die Stiefel gestohlen!

Dritter Räuber: Die Stiefel gehören mir! Wer hier stiehlt, seid ihr!

Erster Räuber: Schluss damit, den Umhang behalte ich!

Zweiter Räuber: Halunke! Wirst du ihn endlich hergeben?

Erster Räuber: Was fällt dir ein, mich zu schlagen! Wie, das Schwert willst du mir stehlen?

Dritter Räuber: Na und? Schließlich hast du meinen Umhang an dich gerissen.

Es entsteht eine wilde Rauferei. Da kommt auf einem Waldweg ein Prinz zu Pferde geritten.

Der Prinz: Nanu, was treibt ihr da? (Springt vom Pferd)

Erster Räuber: Ach, dieser Schurke! Das Schwert hat er mir gestohlen, selbst meinen Umhang will er rauben!

Dritter Räuber: Aber nein, er ist der Halunke! Den Umhang hat er mir gestohlen.

Zweiter Räuber: Schenkt ihnen keinen Glauben! Beide sind Räuber. Alle diese Sachen gehören mir!

Erster Räuber: Lügner!

Zweiter Räuber: Einen Lügner nennst du mich?

Von neuem entsteht ein Handgemenge.

Der Prinz: Haltet ein! Spielt es denn eine Rolle, wer diesen schäbigen alten Umhang und die löcherigen Stiefel besitzt?

Zweiter Räuber: Gewiss doch, denn mag der Umhang auch schäbig sein, verleiht er doch Unsichtbarkeit beim Stehlen.

Erster Räuber: Das Schwert dringt selbst durch einen Helm aus Stahl.

Dritter Räuber: Die Stiefel sind zerschlissen, aber mit einem einzigen Sprung legt man viele Meilen zurück.

Der Prinz: Ich verstehe, dass ihr euch streitet, wenn es sich um solche kostbaren Schätze handelt. Aber wäre es nicht besser, sie untereinander aufzuteilen, statt habgierig alle besitzen zu wollen?

Zweiter Räuber: Wollt Ihr wissen, was dabei herauskäme? Nicht lange, und dieses Schwert würde meinen Kopf spalten!

Erster Räuber: Ach was, vielmehr muss ich befürchten, dass du mich beraubst, wenn du den Umhang trägst!

Zweiter Räuber: Unsinn, wie sollte ich ohne die Siebenmeilenstiefel nach einem Raub entkommen?

Der Prinz: Hm, eure Bedenken sind verständlich. Nun, ein Vorschlag zur Güte: Was haltet ihr davon, mir die Sachen zu verkaufen? Dann wäre euer Streit aus der Welt.

Erster Räuber: Was meint ihr, sollen wir ihm die Sachen verkaufen?

Dritter Räuber: Hm, vielleicht keine schlechte Idee.

Zweiter Räuber: Hängt allein vom Angebot ab.

Der Prinz: Mein Angebot? – Also schön. Für den Umhang biete ich diesen roten Überwurf mit der Stickerei am Saum, für die Stiefel die meinen, seht – sie sind mit Edelsteinen verziert. Und wenn ihr mein Schwert mit seinem filigranen Goldschmuck für das eure nehmt, habt ihr kein schlechtes Geschäft gemacht. Nun, wie steht ihr zu dem Angebot?

Zweiter Räuber: Ich erhalte den Überwurf für den Umhang?

Erster und dritter Räuber: Einverstanden mit dem Vorschlag.

Der Prinz: Gut, dann lasst uns tauschen.

Er tauscht Überwurf, Schwert und Stiefel mit den Räubern und schwingt sich wieder in den Sattel, um auf dem Waldweg davon zu reiten.

Der Prinz: Gibt es in der Nähe ein Gasthaus?

Erster Räuber: Sobald Ihr den Wald verlasst, stoßt Ihr auf das Gasthaus „Zum goldenen Waldhorn“. Gehabt Euch wohl!

Der Prinz: Auf Wiedersehen! (Entfernt sich)

Dritter Räuber: Das war ein Schnäppchen! Nicht im Traum hätte ich es für möglich gehalten, solche Stiefel im Tausch für die anderen zu bekommen. Seht doch – die Schnallen sind mit Edelsteinen besetzt!

Zweiter Räuber: Und mein Überwurf – ist er nicht prächtig? Er kleidet mich wie einen Edelmann!

Erster Räuber: Auch das Schwert ist von unschätzbarem Wert. Knauf und Scheide sind mit Gold verziert! Was für ein Esel ist dieser Prinz, sich von uns so einfach übers Ohr hauen zu lassen!

Zweiter Räuber: Pst! Bäume haben Ohren und Vögel können singen ... Kommt, lasst uns etwas trinken gehen!

Feixend ziehen die drei Räuber in die dem Weg des Prinzen entgegen gesetzte Richtung davon.

II.

Im Gasthaus „Zum goldenen Waldhorn“. In einer Ecke sitzt der Prinz und beißt in ein Brot. Außer ihm befinden sich noch sieben oder acht weitere, bäuerlich wirkende Leute in der Schenke.

Der Wirt: Es heißt, die Prinzessin werde heiraten.

Erster Bauer: So sagt man. Soll der Bräutigam nicht ein König aus Afrika sein?

Zweiter Bauer: Hm. Es geht aber das Gerücht um, die Prinzessin könne den schwarzen König nicht leiden.

Erster Bauer: Wenn das so ist, sollte man die Hochzeit besser absagen.

Der Wirt: Allerdings soll der schwarze König drei kostbare Schätze besitzen, erstens Siebenmeilenstiefel, zweitens ein Schwert, das Stahl durchdringen kann, und drittens einen Umhang, der Unsichtbarkeit verleiht. Diese Schätze soll er unserem habgierigen König versprochen haben, wenn er ihm dafür seine Tochter zur Frau gibt.

Zweiter Bauer: Die bemitleidenswerte Prinzessin!

Erster Bauer: Findet sich denn keiner, der sie retten will?

Der Wirt: Nun, unter den Prinzen aus aller Herren Länder gäbe es gewiss den einen oder anderen, der sie gerne retten würde, aber da keiner von ihnen es mit dem mächtigen schwarzen König aufnehmen kann, sind sie alle zum Zuschauen verdammt.

Zweiter Bauer: Man sagt, unser König lasse die Prinzessin von einem Drachen bewachen, damit sie nicht entführt werden kann.

Der Wirt: Aber nein, nicht von einem Drachen, sondern von einer ganzen Truppe Bewaffneter!

Erster Bauer: Verfügte ich doch nur über Zauberkräfte, ich würde ihr sofort zu Hilfe eilen!

Der Wirt: Versteht sich von selbst! Denkst du etwa, ich würde sie dir überlassen, wenn ich über Zauberkräfte verfügte? (Alle lachen)

Der Prinz (unversehens in ihre Mitte springend): In Ordnung, macht euch keine Sorgen. Ich werde sie retten!

Alle (überrascht): Ihr?!

Der Prinz: Ja. Soll er nur kommen, dieser schwarze König. (Blickt lässig mit verschränkten Armen in die Runde) Ich werde ihn ein für allemal in die Flucht schlagen.

Der Wirt: Aber der König soll drei kostbare Schätze besitzen, erstens Siebenmeilienstiefel, zweitens ...

Der Prinz: Ein Schwert, das Stahl durchdringen kann? Das besitze ich auch. Seht euch meine Stiefel an! Hier, das Schwert! Und dieser alte Umhang! Meine Schätze unterscheiden sich in Nichts von denen des schwarzen Königs.

Alle (erneut überrascht): Das Schwert? Die Stiefel? Der Umhang?

Der Wirt (zweifelnd): Allerdings sind die Stiefel löcherig?

Der Prinz: Ja, sie haben Löcher. Aber mit einem einzigen Sprung legt man zahllose Meilen zurück.

Der Wirt: Tatsächlich?

Der Prinz (mitleidig): Du scheinst meine Worte für Schwindel zu halten. Na schön, dann will ich springen. Öffnet die Tür. Seid ihr bereit? Sobald ich abgehoben habe, werde ich verschwunden sein.

Der Wirt: Würdet Ihr zuvor noch die Rechnung begleichen?

Der Prinz: Was denn, ich komme doch bald wieder. Welche Mitbringsel sollen es denn sein? Granatäpfel aus Italien, Melonen aus Spanien, oder vielleicht Feigen aus dem fernen Arabien?

Der Wirt: Mir soll jedes Mitbringsel recht sein. Also springt nun endlich!

Der Prinz: Auf zum Sprung – eins, zwei, drei!

Der Prinz springt schwungvoll in die Luft, landet jedoch noch vor der offenen Tür un-sanft auf dem Hintern. Bauern und Wirt brechen in schallendes Gelächter aus.

Der Wirt: Habe ich es mir doch gedacht!

Erster Bauer: Von wegen sieben Meilen – nicht einmal drei Schritte weit kann man mit den Stiefeln springen!

Zweiter Bauer: Wer weiß, ob er nicht sieben Meilen weit sprang und schon wieder zurück ist?

Erster Bauer: Das kann nicht dein Ernst sein! So ein Unsinn!

Allgemeine ausgelassene Heiterkeit. Der Prinz erhebt sich niedergeschlagen vom Boden und tritt zur Tür der Schenke.

Der Wirt: Einen Augenblick! Die Rechnung!

Der Prinz wirft ihm wortlos eine Münze zu.

Zweiter Bauer: Wo sind die versprochenen Mitbringsel?

Der Prinz (greift nach seinem Schwert): Wie bitte?

Zweiter Bauer (kleinmütig): Schon gut, ich habe nichts gesagt. (Zu sich selbst) Zum Kopfab schlagen taugt das Schwert vielleicht immer noch.

Der Wirt (tröstend): Ach, Ihr seid noch jung, es wäre das Beste, Ihr würdet in Euer Heimatland zurückkehren. So sehr Ihr Euch auch bemühen möget, dem schwarzen König seid Ihr doch nicht gewachsen. Der kluge Mann erkennt die eigenen Grenzen und handelt besonnen.

Alle: Hört auf seinen Rat! Recht hat er!

Der Prinz: Ich war fest davon überzeugt, es zu schaffen! (Bricht plötzlich in Tränen aus) Oh diese Schande vor aller Augen! (Verbirgt das Gesicht) Ach, könnte ich mich doch in Luft auflösen!

Erster Bauer: Werft doch den Umhang über. Vielleicht macht er Euch unsichtbar?

Der Prinz: Hol dich der Teufel! (Stampft wütend mit dem Fuß auf) Macht euch nur lustig über mich. Ich werde die unglückliche Prinzessin aus den Klauen des schwarzen

Königs retten! Zwar kann man in diesen Stiefeln nicht weit springen, aber mir bleibt das Schwert. Und der Umhang – (aus voller Kehle) ja, selbst mit bloßen Händen eilte ich, sie zu retten! (Springt wie ein Wahnsinniger in großen Sätzen zur Gasthaustür hinaus).

Der Wirt: Der arme Kerl! Ich hoffe, der schwarze König lässt ihn am Leben ...

III.

Im Garten des königlichen Palastes. Ein Springbrunnen, von Rosenrabatten umgeben. Zunächst ist niemand dort. Nach einigen Augenblicken kommt der in den schäbigen Umhang gewandete Prinz.

Der Prinz: Offenbar wird man tatsächlich auf der Stelle unsichtbar, wenn man den Umhang überwirft. Seit ich das Palasttor durchschritten habe, sind mir Bewaffnete und Zofen begegnet, ohne dass mich jemand zur Rede gestellt hätte. In diesen Umhang gehüllt werde ich ebenso unsichtbar in das Gemach der Prinzessin gelangen wie der Duft dieser Rosen. Oh, kommt dort etwa die Prinzessin, von der die Rede ist? Ich muss mich verstecken – aber nein, nicht nötig, selbst wenn ich hier bleibe, kann sie mich nicht entdecken.

Die Prinzessin tritt an den Brunnen und seufzt tief und betrübt.

Die Prinzessin: Welches Unglück hat mich ereilt! Nur noch eine Woche, bis dieser widerliche schwarze König kommt, um mich mitzunehmen nach Afrika. In das Reich der Löwen und Krokodile! (Lässt sich nieder auf den Rasen) Ach, könnte ich doch für immer in diesem Palast bleiben und umgeben von blühenden Rosen dem Plätschern des Brunnens lauschen ...

Der Prinz: Wie schön die Prinzessin ist! Ich werde sie retten, und sollte es mich das Leben kosten.

Die Prinzessin (blickt ihn überrascht an): Wer bist du?

Der Prinz (zu sich selbst): Aus und vorbei. Meine Worte haben mich verraten!

Die Prinzessin: Deine Worte? Du bist wohl verrückt? Wie schade, denn eigentlich gefällst du mir ...

Der Prinz: Wie? Siehst du denn mein Gesicht?

Die Prinzessin: Natürlich sehe ich dein Gesicht. Was wundert dich daran?

Der Prinz: Siehst du auch meinen Umhang?

Die Prinzessin: Gewiss doch. Ein ziemlich schäbiger Umhang.

Der Prinz (betreten): Ich hatte angenommen, unsichtbar zu sein.

Die Prinzessin (erstaunt): Wie kamst du darauf?

Der Prinz: Weil dieser Umhang Unsichtbarkeit verleihen soll.

Die Prinzessin: Das vermag nur der Umhang des schwarzen Königs.

Der Prinz: Nein, auch dieser hier.

Die Prinzessin: Aber du bist doch nicht unsichtbar?

Der Prinz: Als ich an Bewaffneten und Zofen vorbei ging, war ich unsichtbar. Der Beweis dafür ist, dass ich nicht zur Rede gestellt wurde.

Die Prinzessin (höchst belustigt): Aber das versteht sich doch von selbst! In dem Umhang haben dich alle für einen Stallknecht gehalten.

Der Prinz: Für einen Stallknecht! (Setzt sich betrübt auf den Boden) Also die gleiche Geschichte wie mit den Stiefeln.

Die Prinzessin: Was ist mit den Stiefeln?

Der Prinz: Es sind Siebenmeilenstiefel.

Die Prinzessin: Wie die Stiefel des schwarzen Königs?

Der Prinz: Ja, aber als ich kürzlich einen Sprung damit wagte, kam ich nur wenige Schritte weit. Hier, sieh mal. Ich besitze auch ein Schwert, von dem man sagt, es durchdringe selbst Stahl ...

Die Prinzessin: Warum probierst du es nicht einmal aus?

Der Prinz: Nein, ich bin entschlossen, das Schwert nur zu benutzen, um dem schwarzen König den Kopf abzuschlagen.

Die Prinzessin: Oh! Bist du etwa gekommen, um dich mit ihm zu messen?

Der Prinz: Nun, eher um dich zu retten als mich mit ihm zu messen.

Die Prinzessin: Wirklich?

Der Prinz: Aber sicher!

Die Prinzessin: Du machst mich glücklich!

Wie aus dem Nichts taucht plötzlich der schwarze König auf. Prinzessin und Prinz erschrecken.

Der schwarze König: Guten Tag. Ich komme geradewegs aus Afrika gesprungen. Nun, beeindruckt Euch die wundersamen Fähigkeiten meiner Stiefel?

Die Prinzessin (abweisend): Wie wäre es, wenn Ihr mit einem Sprung nach Afrika zurückkehren würdet?

Der schwarze König: Nein, ich will mich heute in Ruhe mit Euch unterhalten. (Wirft einen Blick auf den Prinzen) Wer ist dieser Stallknecht?

Der Prinz: Stallknecht? (Erhebt sich zornig) Ich bin ein Prinz! Ein Prinz, der gekommen ist, die Prinzessin zu retten! Solange ich hier bin, wird ihr kein Haar gekrümmt!

Der schwarze König (gespielt freundlich): Ich besitze drei kostbare Schätze. Vielleicht habt Ihr bereits davon gehört?

Der Prinz: Schwert, Stiefel und Umhang? Zugegeben, mit meinen Stiefeln vermag ich kaum wenige Meter weit zu springen. Bin ich aber mit der Prinzessin zusammen, ist mir nach Luftsprüngen von tausend Meilen und mehr zumute. Seht meinen Umhang – weil ich darin wie ein Stallknecht erscheine, ließ er mich unbehelligt bis zur Prinzessin gelangen! Hat er mir nicht Unsichtbarkeit verliehen, indem er den Prinzen verbarg?

Der schwarze König (spöttisch lachend): Unverschämter Lümmel! Gut, überzeuge dich von den wundersamen Fähigkeiten meines Umhangs! (Wirft den Umhang über und ist auf der Stelle verschwunden).

Die Prinzessin (in die Hände klatschend): Er ist weg! Wie froh wäre ich, wenn er verschwunden bliebe.

Der Prinz: Ein solcher Umhang ist nützlich. Wie für uns geschaffen!

Der schwarze König (plötzlich wieder da und grollend): So ist es. Der Umhang ist wie für euch geschaffen. Für mich hat er keinen Nutzen. (Wirft den Umhang beiseite) Aber ich habe noch das Schwert. (Starrt den Prinzen feindselig an) Mein Schwert dringt selbst durch Stahl. Dein Kopf ist nichts dagegen. (Schwingt das Schwert)

Die Prinzessin (springt auf und wirft sich schützend vor den Prinzen): Ein Schwert, das Stahl durchdringt, wird auch meine Brust durchbohren. Nun, stecht zu!

Der schwarze König (kleinmütig): Nein, Euch kann ich nicht erschlagen.

Die Prinzessin (höhnisch): Nicht einmal meine Brust kann Euer Schwert durchbohren? Ihr brütet Euch wohl nur damit, es könne Stahl durchdringen.

Der Prinz: Einen Augenblick! (Hält die Prinzessin zurück) Der König hat Recht. Ich bin sein Feind und habe mich zum Kampf zu stellen. (Zum schwarzen König) Auf denn, lasst uns kämpfen! (Zieht sein Schwert)

Der schwarze König: Eine lobenswerte Einstellung für Euer Alter. Seid Ihr bereit? Die Klinge mit mir zu kreuzen wird Euer Verderben sein.

König und Prinz schlagen aufeinander ein, doch im Nu hat des Königs Schwert das des Prinzen wie einen Ast in zwei Teile gespalten.

Der schwarze König: Gebt Ihr Euch geschlagen?

Der Prinz: Nein, mag auch mein Schwert zerbrochen sein, ich verlache Euch!

Der schwarze König: Ihr wollt den Kampf also fortsetzen?

Der Prinz: Versteht sich. Auf, vorwärts!

Der schwarze König: Nein, stellen wir den Kampf ein. (Wirft das Schwert plötzlich weg) Ihr habt gesiegt. Mein Schwert ist nutzlos.

Der Prinz (blickt ihn ungläubig an): Wie meint Ihr das?

Der schwarze König: Wie ich das meine? Mag sein, dass ich Euch erschlagen könnte, doch dann schauderte es der Prinzessin erst recht vor mir. Versteht Ihr das nicht?

Der Prinz: Doch, ich verstehe. Allerdings wundert es mich, dass Ihr zu dieser Einsicht gelangt seid.

Der schwarze König (nachdenklich): Ich dachte, meine drei Schätze würden mir zur Prinzessin verhelfen, aber offenbar irrte ich.

Der Prinz (legt ihm eine Hand auf die Schulter): Und ich dachte, meine drei Schätze würden mir zur Rettung der Prinzessin verhelfen, aber offenbar irrte auch ich.

Der schwarze König: Ja, wir irrten beide. (Ergreift die Hand des Prinzen) Kommt, wir wollen uns versöhnen. Nehmt meine Entschuldigung an!

Der Prinz: Nehmt auch Ihr meine Entschuldigung an! Wenn man es recht bedenkt, kann man nicht sagen, wer von uns beiden der Sieger ist.

Der schwarze König: Doch, Ihr habt mich besiegt. Ich habe mich selbst besiegt. (Zur Prinzessin) Ich kehre heim nach Afrika. Seid nun ganz beruhigt. Des Prinzen Schwert vermag keinen Stahl zu durchdringen, doch es hat mein Herz durchbohrt, das härter ist als jeder Stahl. Bitte, nehmt als mein Hochzeitsgeschenk Schwert, Stiefel und Umhang entgegen, meine drei Schätze. Mit ihnen ausgestattet solltet Ihr auf Erden keinen Feind fürchten müssen, und sollte doch irgendein Halunke es jemals wagen, Euch zu bedrohen, so sendet nach mir in meinem Reich. Auf der Stelle werde ich von Afrika mit einer Million schwarzer Krieger herbeieilen, um Eure Feinde zu vernichten. (Betrübt) Ich ließ zu Eurem Empfang mitten in der Hauptstadt meines afrikanischen Reiches einen Marmorpalast errichten. So weit das Auge reicht umgibt ihn blühender Lotos. (Zum Prinzen) Was haltet Ihr davon, gelegentlich die Siebenmeilenstiefel anzuziehen und mir einen Besuch abzustatten?

Der Prinz: Versprochen! Vielen Dank für die Einladung.

Die Prinzessin (dem schwarzen König eine Rose an die Brust heftend): Ich habe mich schändlich zu Euch benommen. Niemals hätte ich es für möglich gehalten, dass Ihr so feinfühlig sein könntet. Bitte verzeiht mir. Wie konnte ich nur so abweisend sein! (Klammert sich an die Brust des schwarzen Königs und schluchzt wie ein kleines Kind).

Der schwarze König (streichet der Prinzessin tröstend über das Haar): Habt Dank für Eure Worte. Nein, auch ich bin kein Teufel. Nur im Märchen gleicht der Teufel einem schwarzen König aus Afrika. (Zum Prinzen) Habe ich Recht?

Der Prinz: So ist es! (Wendet sich zum Publikum) Hört alle her! Uns sind die Augen aufgegangen. Den bösen schwarzen König und den Prinzen mit den wundersamen Schätzen gibt es nur im Märchen. Seit wir das erkannt haben, wissen wir, dass wir in diesem Märchenreich nicht bleiben können. Aus dem Nebel vor uns ist eine größere Welt aufgetaucht. Wir lassen die Welt der Rosen und Brunnen hinter uns und machen uns gemeinsam auf den Weg in eine andere – eine größere Welt! Eine hässlichere, eine schönere – eine märchenhaftere Welt! Wir wissen nicht, ob Kummer oder Freude uns dort erwartet. Wir wissen allein, dass wir wie eine Truppe tapferer Krieger jener Welt entgegen marschieren!

Aus dem Japanischen von Armin Stein

Originaltitel: *Mitsu no takara*. Erstveröffentlichung in: *Ryōfu no tomo*, 1922/2.

Textvorlage der Übersetzung: *Akutagawa Ryūnosuke zenshū*, Bd. 6.

Tokyo: Kadokawa bunko, 1968. S. 176-185.

Akutagawa Ryūnosuke Der Streit zwischen Affe und Krabbe

Der Affe überredete die Krabbe, ihm ihr Reisbällchen zu überlassen, doch am Ende fiel er ihrer Rache zum Opfer. Im Zusammenwirken mit einem Reismörser, einer Biene und einem Ei erschlug sie ihren Todfeind.¹¹ – Ich will diese Geschichte nicht aufs Neue schildern. Erzählen muss ich aber davon, welches Schicksal die Krabbe und ihre Freunde erwartete, nachdem sie den Affen ins Jenseits befördert hatten, denn das verschweigt das Märchen.

Nein, das Märchen verschweigt es nicht nur, schlimmer noch – es schwindelt uns sogar vor, nach der Tat wären die Freunde zu einem Leben in Ruhe und Frieden zurückge-

11 In der in Japan sehr bekannten volkstümlichen Geschichte vom Streit zwischen Affe und Krabbe (*Saru kani kassen*) wird eine Krabbe von einem Affen dazu überredet, ein Reisbällchen gegen Kaki-Samen einzutauschen. Einige Jahre später, als aus den Samen ein Baum gewachsen ist, der Früchte trägt, erklärt sich der Affe bereit, wie seinerzeit vereinbart der Krabbe die reifen Früchte vom Baum zu pflücken. Nachdem er hinaufgeklettert ist, schlägt er sich jedoch den Bauch mit Kaki voll, während er der protestierenden Krabbe nur unreife und harte Früchte zuwirft und sie schließlich sogar gezielt damit bewirft, bis sie schwer verletzt liegen bleibt. Die betrogene und misshandelte Krabbe (in einer abweichenden Version der Sohn der ums Leben gekommenen Krabbe) bittet ihre Freunde um Hilfe – das Ei, die Biene und den Reismörser. Ihr gemeinsamer Rachezug endet mit der Erschlagung des Affen.

kehrt, die Krabbe in ihr Erdloch, der Reismörser in die Küchenecke mit dem gestampften Lehm Boden, die Biene in das Bienennest unter der Dachtraufe und das Ei in einen mit Reisspreu ausgelegten Korb.

Das entspricht leider nicht den Tatsachen. Nachdem die Freunde ihre Rache genommen hatten, wurden sie alle von der Polizei verhaftet und ins Gefängnis geworfen. Die anschließenden Prozesse endeten mit der Verkündung des Todesurteils für die Krabbe als Hauptangeklagten und von lebenslänglichen Freiheitsstrafen für die Komplizen Mörser, Biene und Ei. Den Leser, der nur das Märchen kennt, mag es verwundern, dass dieses Schicksal ihrer geharrt haben sollte. Und doch ist es die Wahrheit – eine Wahrheit, auf die kein Schatten eines Zweifels fällt.

Die Krabbe sagte aus, sie habe im Tausch für ein Reisbällchen vom Affen die Früchte eines Kaki-Baumes erhalten sollen. Der Affe aber habe ihr keine reifen Früchte zugeworfen, sondern nur solche, die noch unreif und grün waren, und sie sogar vorsätzlich mit harten Früchten beworfen, um ihr Verletzungen zuzufügen. Allerdings hatten Krabbe und Affe keine schriftliche Vereinbarung getroffen. Selbst wenn man darüber hinweg sah, hatten sie zwar ausgemacht, dass die Krabbe vom Affen Kaki für das Reisbällchen erhalten sollte, doch war nicht ausdrücklich von reifen Früchten die Rede gewesen. Und schließlich lagen keine ausreichenden Beweise dafür vor, dass der Affe tatsächlich aus böswilliger Absicht heraus die Krabbe mit unreifen Früchten beworfen hatte. Auch der für seine Eloquenz berühmte Anwalt, der die Krabbe vor Gericht vertrat, wusste sich daher keinen anderen Rat, als an das Mitleid des Richters zu appellieren. Ein wenig Schaum von der Krabbe wischend sprach er bedauernd zu ihr: „Sie müssen sich damit abfinden!“ Niemand vermochte allerdings zu sagen, ob er damit das drohende Todesurteil meinte oder aber seine horrende Honorarabrechnung.

Die in Zeitungen und Magazinen geäußerte öffentliche Meinung brachte nur selten Verständnis für die Krabbe auf. Die Tötung des Affen wurde als Folge ihres persönlichen Grolls dargestellt. Letztlich, so hieß es, war sie doch nur aufgebracht über die Schläue des Affen, der sich auf ihre Kosten bereichert hatte. Dabei hatte sie das allein ihrer eigenen Dummheit und Leichfertigkeit zu verdanken! Wer glaubte, in einer Welt, in der nur die Stärksten überlebten, seinem persönlichen Groll freien Lauf lassen zu können, war entweder ein Einfaltspinsel oder ein Wahnsinniger. – Der damalige Vorsitzende der Handelskammer, ein gewisser Baron Soundso, schloss sich dieser Argumentation im Großen und Ganzen an und zog den Schluss, die Tötung des Affen durch die Krabbe sei maßgeblich auf den Einfluss der gerade grassierenden gefährlichen Gedanken zurückzuführen.¹² Vielleicht war das der Grund, weshalb sich der Baron seit

12 Die Aufgabe der im Jahre 1911 in Japan gegründeten „Spezialeinheit der politischen Polizei“ (*Tokubetsu kōtō keisatsu*, kurz *Tokkō*) bestand im Wesentlichen in der Bekämpfung „gefährlicher Gedanken“ (*kiken shisō*), womit vor allem marxistisches und anarchistisches Gedankengut gemeint war. Das Gesetz zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit (*Chian iji hō*) von 1925 gab der Regierung weitreichende Handlungsfreiheit in der Einschränkung der Rede- und Versammlungsfreiheit und der Verfolgung „gefährlicher Gedanken“.

jenem Vorfall außer von seinen Leibwächtern auch von einem Rudel Bulldoggen schützen ließ.

Auch in den Kreisen der sogenannten Intelligenz traf die Rache der Krabbe auf einhellige Ablehnung. Ein Hochschullehrer im Doktorenrang erklärte, die Tötung des Affen durch die Krabbe sei auf ihren Willen zur Vergeltung zurückzuführen, und eine solche Vergeltungstat könne man aus ethischer Sicht schwerlich als gutes Werk bezeichnen. Ein sozialistischer Führer wiederum führte aus, da die Krabbe Reisbällchen und Kaki als ihr Privateigentum betrachtet habe, hingen wohl auch Mörser, Biene und Ei reaktionärem Gedankengut an, und die Anstifter zur Tat seien in der Gesellschaft des nationalen Wesens¹³ zu vermuten. Zudem behauptete der Oberpriester irgendeiner Sekte, die Krabbe wisse offenbar nichts von buddhistischer Barmherzigkeit, da es sie ansonsten nicht mit Groll erfüllt hätte, vom Affen mit harten Kaki beworfen zu werden, sondern im Gegenteil mit Mitleid. „Ach, hätte ich die Krabbe doch nur ein einziges Mal dazu bewegen können, meiner Predigt beizuwohnen!“, fügte er hinzu. Darüber hinaus meldeten sich allerorten bekannte Persönlichkeiten zu Wort und missbilligten beinahe ohne Ausnahme die Rache der Krabbe. Nur eine einzige Stimme erhob sich zu ihrer Ehrenrettung, die eines als Trunkenbold und Dichter bekannten Volksvertreters. Wie er sagte, stand die Rache der Krabbe im Einklang mit dem Geist des Bushidō. Allerdings schenkte niemand dieser altmodischen Argumentation irgendein Gehör. Auch stand in den Klatschspalten der Zeitungen zu lesen, der Volksvertreter hege noch immer einen Grimm, weil er bei einem einige Jahre zurückliegenden Zoobesuch von einem Affen bepinkelt worden sei.

Den Leser, der nur das Märchen kannte, dürfte das Schicksal der unglücklichen Krabbe zu Tränen rühren. Doch der Tod der Krabbe war nur die logische Folge der Ereignisse, und Mitleid ist in ihrem Fall kindische Sentimentalität. Alle Welt befand es für richtig, dass sie sterben musste. Wahrhaftig sollen in der Nacht der Vollstreckung des Todesurteils Richter, Staatsanwalt, Verteidiger, Gefängniswärter, Scharfrichter und Gefängnispriester in einen tiefen, achtundvierzigstündigen Schlaf gefallen sein und in ihren Träumen die Pforte zum Paradies erblickt haben. Wie sie übereinstimmend berichteten, ist das Paradies ein großes Warenhaus, dem man das Aussehen einer mittelalterlichen Burg verliehen hat.

Bleibt noch kurz zu erzählen, wie es nach dem Tod der Krabbe ihrer Familie erging. Die Witwe der Krabbe wurde zur Prostituierten. Unklar bleibt, ob das Motiv hierfür in der Armut zu suchen ist oder in einer charakterlichen Veranlagung. Der älteste Sohn

13 Gesellschaft des nationalen Wesens: (*Kokusuikai*, eigentlich *Dai Nippon Kokusuikai*, Groß-japanische Gesellschaft des nationalen Wesens) 1919 mit Unterstützung des damaligen Innenministers Tokonami Takejirō (1866-1935) gegründete rechtsgerichtete Organisation. Sie propagierte eine imperialistisch-expansive Außenpolitik, eine Aufwertung der Stellung des Kaisers sowie die Bekämpfung des Sozialismus und der Gewerkschaften. In der zweiten Hälfte der 1920er Jahre bestanden enge Bindungen der bis zu 600.000 Mitglieder starken Organisation zur Regierungspartei Rikken Seiyūkai.

beschloss nach dem Tode seines Vaters, wie eine Zeitung es auszudrücken pflegte, „ein neues Leben zu beginnen“. Offenbar ist er heute Angestellter in einem Börsenmaklerbüro. Eines Tages zog diese Krabbe einen verletzten Artgenossen in ihr Erdloch, um sich von seinem Fleisch zu nähren. Sie war es, die Kropotkin in seinen Erläuterungen zur Theorie der gegenseitigen Hilfe als Beweis für die These diente, dass auch Krabben sich um ihresgleichen sorgten.¹⁴ Der zweite Sohn wurde Schriftsteller. Wie Schriftsteller es zu tun pflegen, verfiel er den Frauen. Das Schicksal seines Vaters kommentierte er mit ironischen Bonmots wie „gut ist nur ein Synonym für böse“. Der dritte Krabbensohn war ein Dummkopf, weshalb außer einer Krabbe nichts aus ihm wurde. Als er eines Tages seines Weges kroch, fand er ein Reisbällchen, sein Leibgericht. Mit seinen großen Scheren griff er danach, als ein Affe, der auf dem Ast eines hohen Kaki-Baumes saß und sich laute – aber den Fortgang der Geschichte muss ich wohl nicht schildern.

Fest steht, für Krabben werden Streitigkeiten mit Affen stets damit enden, dass sie zum Wohle der Gesellschaft sterben müssen. Ein Wort an euch, ihr Leser in dieser Gesellschaft: Auch ihr seid gewöhnlich Krabben!

(Niederschrift im Februar 1923)
Aus dem Japanischen von Armin Stein

Originaltitel: *Saru kani kassen*. Erstveröffentlichung in: *Fujin kōron*, 1923/3.

Textvorlage der Übersetzung: Akutagawa Ryūnosuke zenshū, Bd. 7.

Tokyo: Kadokawa bunko, 1968. S. 21-24.

ZUM AUTOR:

Armin Stein ist Japanologe und Soziologe (M.A.). Er beschäftigt sich seit vielen Jahren mit Person und Werk Akutagawa Ryūnosukes und hat als Übersetzer zahlreiche Werke des bedeutenden japanischen Schriftstellers der klassischen Moderne erstmals in deutscher Sprache zugänglich gemacht. Als Buchveröffentlichungen liegen vor:

Akutagawa Ryūnosuke: *Die Fluten des Sumida. Ausgewählte Erzählungen und Prosa*. Aus dem Japanischen von Armin Stein. Eine Publikation der OAG Tokyo im Iudicium Verlag. München: Iudicium Verlag, 2010.

Akutagawa Ryūnosuke: *Dialoge in der Dunkelheit. Späte Prosa und Erzählungen*. Aus dem Japanischen von Armin Stein. München: Iudicium Verlag, 2010 (Neuauflage).

14 In seinem Werk „Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt“ (1904) weist Pjotr Kropotkin (1842-1921) die Darwinsche These vom „Kampf ums Dasein“ zurück und betont die Bedeutung der spontanen Solidarität unter Menschen und Tieren, die nicht durch Eingriffe des Staates erzwungen werden muss.